

Im Lichte kolonialer Aneignung

Das Palais de Rumine richtet einen Schweizer Blick auf das Exotische in Sammlungsobjekten

Heidi, Heidi, deine Welt sind die Bähärgeee ...“ – so schmetterten Gitti und Erika aus dem Vorabendfernseher der Siebziger die Leitmelodie der japanischen Zeichentrickserie nach den Romanen von Johanna Spyri. Die Schweiz erschien als fernes Land voll naturnaher Authentizität. Zuckrig überzeichnet von einem modernen Japan, das sich im kleinen Land zwischen den Bergen ein europäisches Gegenbild entwarf. Das gab es erst seit 1815: da entstand die „Schweiz“ als nationales Gebilde. Vorbereitet und ausgemalt wurde sie mit dem identitären Bild frischer Milchmädchen mit Schürze und geschnürtem Wams auf Vasen, als Nippes-Figuren oder in großen Wandteppichen. Was hier als Urschweizerisch entstand, wirkt heute exotisch, weil es zur Zeit seiner Entstehung bereits sich selbst aus der Andersheit seiner teils in fernen Tälern abgeschiedenen Volksgruppen entwarf. „Das Exotische ist ein Produkt von Darstellungen, Vermarktungen, Übersetzungen, die Dingen und Leuten in einem historischen, geografischen und politischen Rahmen einen Platz zuweisen“, definiert Noémie Étienne, leitende Kuratorin der Ausstellung „Exotic? Der Schweizer Blick nach außen im Zeitalter der Aufklärung“ im Lausanner Palais de Rumine.

Das Ergebnis von vier Jahren Forschungsarbeit an der Universität Bern zeigt neben der Konstruktion der Schweizer Identität, wie sehr diese einer Kolonialgeschichte entspringt. Dabei geht es nicht um Anklage oder Schuldzuweisung. Präzise wird nachgezeichnet, wie ein identitäres, nationales Selbstbild aus der beständigen Distinktion von Eigenem und Fremdem entsteht. Sichtbar wird, wie das Eigene sich unmerklich mit Alltagsgegenständen, beiläufigen Darstellungen, in der Verwendung von Tee, Kaffee oder Zucker und sogar im vermeintlich objektiven wissenschaftlichen Blick einrichtet. So kann der schrumpelig in Alkohol eingelegte Fisch aus der Sammlung des naturhistorischen Museums Genf zunächst schlicht als Kuriosum erscheinen. Doch der Zitteraal aus Südamerika wird zum beredten Stück Kunst- und Kolonialgeschichte, wenn man erfährt, dass er 1759 aus Surinam eingeführt wurde. Eingelegt und geschenkt hatte ihn der Genfer Ami Butini, der dort mit Sklavenarbeit in großem Stil Zuckerrohr anbaute. Produkt dieser Ausbeutung war der Alkohol, in dem nun der weißliche Fisch dümpelt. Dingen, das wissen wir spätestens seit Walter Benjamins historischem Materialismus, haftet eine Geschichte an, die durch die Zeit hindurch ihre Ladung weiter trägt, auch unbewusst. Heute, inmitten der Bewusstwerdung kolonialer Konstrukte, zu denen auch „der Weiße“ als Teil der Rassenideologie gehört, ist solch detailgenaues Nachzeichnen der Definitionsprozesse von Fremdem und Eigenem wertvoll. Das Palais de Rumine selbst gehört zu dieser Geschichte: Der



Georg Franz Müller (1646–1723), „Ein Persianer, Ein Japaner, Ein orientalischer Tartar“, Zeichnung aus *Livre de voyage du voyageur mondial alsacien* Georg Franz Müller, 1669–1682, St. Gallen, Stiftsbibliothek

üppige Bau, der heute fünf Museen und die Universitätsbibliothek beherbergt, wurde Anfang des 19. Jahrhunderts durchaus exotisch im Florentiner Baustil errichtet. Möglich wurde er durch den Bauingenieur russischer Herkunft Gabriel de Rumine, der Lausanne 1,5 Millionen Francs mit der Auflage hinterließ, ein Palais zu errichten. Als Sohn aus reichem aristokratischem Haus war de Rumine viel gereist, hatte wie so viele Gehobene seiner Zeit die „Grand Tour“ in ferne Länder unternommen, die seit dem 18. Jahrhundert zum guten Ton europäischer Selbstverwirklichung gehörte. Für die Historikerin Noémie Etienne war das ein Ausgangspunkt: „In der Vorbereitung der Ausstellung wurden wir oft belächelt für die Zweitrangigkeit unserer Gegenstände. Das zeigt: Kunst, Kunsthandwerk sind durchdrungen vom kolonialen Blick.“ Recherchen brachten bislang

Propagandistische, patriotische oder kolonialistische Botschaften kamen per bemaltem Porzellan auf den Esstisch

400 Objekte mit exotischen Motiven in den Schweizer Sammlungen zutage. „Und da sind noch viel mehr.“ Für die Ausstellung wurden 150 solcher Gegenstände entliehen. Im Eingangsprolog werden sie bunt gemischt – vom ausgestopften Bongo, einer Antilopenart aus dem Kongo, über ein 22 Millionen Jahre altes fossiles Palmblatt bis zur Toblerone-Packung. „Das führt zu Kritik“, so Etienne, erscheine zu wenig abgegrenzt. Aber die Objekte selbst sind nicht klar, Rassismus und Identitätskonstrukte sind vieldeutig, widersprüchlich.

Gemeinsam ist den Exponaten ein symbolisches Kapital, das sie, oft überhöhend, immer entrückend, mit „dem Anderen“ assoziiert. Im Folgesaal erschei-

nen typisierende Zeichnungen wie „Ein Persianer, Ein Japaner, Ein orientalischer Tartar“ (Abb.), die Georg Franz Müller um 1669 angefertigt hat, in anderem Licht. Der elsässische Weltreisende Müller hatte auf seinen Reisen mit der Niederländischen Ostindien-Kompanie durch genaues Beobachten und Aufzeichnen weithin wirkungsvolles Bildmaterial angefertigt. Blättert man durch dessen digital verfügbares Reisebuch, wird sichtbar, dass sich das Fremde besonders gut bunt ausgemalt aneignet. Und so ist das historische Zeugnis früher Entdeckungsreisen eben auch Beleg der untrennbaren Verwandtschaft zwischen Erforschung und Ausbeutung, die europäischen „Entdeckungen“ anhängt. Aber die Schweiz? War das kleine Land nicht immer neutral? „Daran halten viele fest, obwohl es aktuell Aufarbeitung gibt“, erzählt Étienne, „einige Privatsammlungen haben uns den Zugang verwehrt. Man möchte nicht in schlechtem Licht erscheinen.“ Licht, lumière, Aufklärung allerdings werde in postfaktischen Zeiten und bei scheinbar durchs Digitalen ins Obskure abdriftendem Wissen viel beschworen. Ob hell oder dunkel – es brauche „die Dialektik der Aufklärung“, geschärfte Optik, um zu erkennen, wie das, was alltäglich, selbstverständlich, gar natürlich erscheint, Ergebnis von Kulturation, Ideologie, Aneignung ist.

Genau um diesen Prozess geht es im Rundgang der Ausstellung, der entgegen der Erwartung, die der Zeitpfeil von 1648 bis 1815 wecken könnte, nicht chronologisch geordnet ist, sondern nach Etappen, wie „Aufbrechen“, „Sammeln“ oder „Verkaufen“. Das erlaubt eine lockere Mischung und die Einbindung zeitgenössischer Kunstwerke. So tritt eine kleine Porzellanfigurengruppe, die den Verkauf eines schwarzen Sklaven wiedergibt, hergestellt 1775 in der Kilchberg-Schooren Manufaktur, in Beziehung zu einem 22-teiligen Tafelservice von Fabien Clerc. 2020 hat dieser „Souvenirs d’Haïti“ in der seit dem 18. Jahrhundert gebräuchlichen Tradition des „sprechenden Porzellans“ anfertigen lassen. Propagandistische, patriotische oder kolonialistische Botschaften kamen per bemaltem Porzellan auf den Esstisch. Clerc allerdings feiert den Aufstand auf damals Santo Domingo, der 1794 zu einer ersten Abschaffung der Sklaverei führte. Es sind die geschickt eingesetzten zeitgenössischen Beiträge, die deutlich machen: Endlich müssen sich die Dominanten ihrer Unterdrückungsgeschichte, mithin ihrer eigenen Zuschneidung stellen.

J. Emil Sennewald

LAUSANNE „Exotic? Der Schweizer Blick nach außen im Zeitalter der Aufklärung“, Palais de Rumine, bis 28. Februar 2021 www.palaisderumine.ch